

Die Zeit.

VII. Band.

Wien, den 18. April 1896.

Nummer 81.

Die Parteiorganisation der Deutschen in Oesterreich.

Von Professor Dr. Emil Fersche (Prag).

Die Frage der Parteiorganisation wird den Deutschen in Oesterreich durch die bevorstehenden Reichsrathswahlen wieder einmal zur praktischen Entscheidung vorgelegt, aber das die Entscheidung diesmal eine günstigere sein werde, als bei den Wahlen von 1885 und 1891, das ist nach den abschreckenden Erfahrungen der letzten Jahre nicht zu hoffen. Die Parteiverhältnisse der Deutschen Oesterreichs sind heute so verworren und aussichtslos, daß eine Besserung derselben nicht so bald zu erwarten ist, und wenn die folgenden Betrachtungen eine mögliche Besserung derselben überhaupt in Erwägung ziehen, so geschieht es nicht etwa in der Erwartung eines praktischen Erfolges. Es geschieht nur in dem begreiflichen Wunsche, gegenüber dem Chöre der Parteikundgebungen von hüben und drüben auch einmal eine parteilose Beurteilung unserer Parteizustände der Oeffentlichkeit und namentlich der großen Zahl von Gleichgesinnten in Nord und Süd darzubieten.

Ueber die wünschenswerte Gestaltung der deutschen Parteiverhältnisse gehen die Ansichten merkwürdigerweise nicht zu weit auseinander. Wenigstens dasjenige, was die „Neue Freie Presse“, die berufene Vertreterin des deutschliberalen Standpunktes, in ihrem bemerkenswerten Osterreichartikel geschrieben hat, kann die volle Zustimmung aller besonnenen deutschnationalen Kreise finden. Danach brauchen wir eine große deutsche Partei, welche in erster Linie bestimmt und gewillt ist, die nationalen Interessen der Deutschen in Oesterreich zu vertreten, welche daher die Geneigtheit und die Fähigkeit haben muß, jeden nationalgesinnten Deutschen in sich aufzunehmen. Eine solche Partei, die wir schlechthin als die „Deutsche Partei“ bezeichnen wollen, wird selbstverständlich liberal sein in dem Sinne, daß sie die freibürgerlichen Errungenschaften des modernen Rechtsstaates verteidigt, soweit sie bei uns vorhanden sind, und ernstlich erstrebt, so viel davon — z. B. in Presssachen — noch fehlt. Die „Deutsche Partei“ wird selbstverständlich auch für sociale Reformen einzutreten geneigt sein. Denn sie kann nur hervorgehen aus dem deutschen Bürger- und Bauernstand, welche Stände heute durchwegs der Ansicht sind, daß eine staatliche Einflussnahme auf das wirtschaftliche Leben nothwendig ist, eine Einflussnahme, welche die redliche Arbeit schützt und der Uebermacht des Großgrundbesitzes und des Großcapitals entgegenwirkt. Und was die parlamentarische Taktik betrifft, so würde nach der „Neuen Freien Presse“ eine solche Partei ihre Hoffnung nicht auf den Opportunismus setzen, sondern auf den Kampf, sie würde sich nach dem Beispiel anderer Parteien richten, welches beweist, daß in Oesterreich eine Partei nur die Geltung besitzt, welche sie sich erkämpft und nöthigenfalls erträgt.

Fügen wir übrigens gleich bei, daß wir von der geschilberten deutschen Idealpartei nicht sofort äußere Erfolge erwarten; sie würde weder die slavisch-clericalen Majoritäten überwinden, noch ein deutschfeindliches Regierungssystem verhindern können. Aber wir hoffen von einer solchen Partei ein folgerichtiges, verständiges und ehrliches Verhalten; wir hoffen, daß eine solche Partei Vertrauen und Ansehen bei allen nicht clericalen Deutschen Oesterreichs gewinnen und unter ihnen eine politische allgemeine Meinung herstellen könnte. Damit würde die „Deutsche Partei“ auch eine allgemeine Bethätigung des deutschen Volksthumes in den nationalen Tageskämpfen und die thätigste Hebung der nationalen Schutzeinrichtungen befördern, damit müßte sie erst die nothwendige Grundlage schaffen für eine nachhaltige Vertheidigung des deutschen Besitzstandes. Erst dann könnte das innerliche, geeinigte und durch eigene Kraft vertheidigungsfähig gemachte Volksthum auch auf äußere politische Erfolge hoffen.

Fragen wir nun, warum wir von der als wünschenswert erkannten Parteiorganisation so weit entfernt sind, warum ihre Verwirklichung heute vollständig unmöglich erscheint. Soferne wir dafür eine bestimmte Ursache unter den so unglücklich verworrenen österreichischen Verhältnissen überhaupt ermitteln können, müssen wir sagen, die Ursache ist die deutschliberale Partei durch ihre parlamentarische Verkörperung, durch die „Vereinigte Linke“. Die Begründung dieser Anklage ist sehr leicht.

Die liberale Partei vereinigt in sich zwei sehr verschiedene politische Gruppen, welche in der Zeit des liberalen Regimes der Siebzigerjahre auch äußerlich getrennt waren, nämlich ein „linkes

Centrum“ und eine „Linke“. Die eine Gruppe besteht hauptsächlich aus den Vertretern des liberalen Großgrundbesitzes, die zweite Gruppe besteht aus den Abgeordneten der deutschen Städte und Landgemeinden. Bei Beginn des Regimes Laaffe hatte die Vereinigung beider Gruppen insoferne vielleicht Berechtigung, als man noch hoffen konnte, durch eine gemeinschaftliche, starke Opposition gegen das zugleich deutschfeindliche und föderalistische System einen Sturz desselben zu bewirken. Als diese Hoffnung geschwunden war, als es nöthig schien, dauernd mit einem derartigen Regierungssystem zu rechnen und demselben im kleinsten möglichen Widerstand zu leisten, da war Grund und Berechtigung der vorübergehenden Vereinigung weggefallen. Daher verlangte das gesunde politische Gefühl der deutschen Wählerschaften in der Wahlbewegung von 1885 allgemein die Begründung einer nationalen deutschen Partei und die Trennung von der verbundenen, aber nicht gleichartigen Partei des „linken Centrum“. Aber die gewählten Abgeordneten und namentlich die führenden Persönlichkeiten konnten sich nicht entschließen, dem nationalen Gefühl der Wähler nachzugeben, und die „Vereinigte Linke“ blieb bis heute erhalten.

Die unnatürliche Verbindung der beiden Gruppen mußte die politische Bedeutung beider mindern. Die Gruppe der Großgrundbesitzer hätte die Aufgabe gehabt, mit anderen Elementen, mit denen sie durch Stand und Interessen verwandt ist, in Verbindung zu treten und dieselben im Sinne eines gemäßigten liberalen Centralismus zu beeinflussen. Die Gruppen der deutschen Abgeordneten aus Stadt und Land aber konnten für sich allein als entschiedene Oppositionspartei die deutschen Interessen ausschließlich berücksichtigen und dadurch nicht bloß einigen Einfluss im Parlament, sondern was wichtiger ist, das Vertrauen und die Zustimmung der großen Mehrzahl der nichtclericalen Deutschen gewinnen und erhalten. In ihrer Verbindung aber haben die beiden Gruppen nur sich selbst gegenseitig gehemmt, ja noch mehr, sie sind so beide in eine schiefe und unwahre Stellung gedrängt worden. Der Wortlaut des Parteiprogramms, der nach dem Sinne der deutschen Wählerschaften gefaßt werden mußte, entsprach nicht der wahren Gesinnung der Großgrundbesitzer; die praktische Haltung der Partei aber, für welche natürlich die „Mäßigung“ der Großgrundbesitzer den Ausschlag gab, widersprach dem Programm der Deutschen.

Dazu kommt ferner das Verhältnis der liberalen Partei zur mährischen Frage. Es wäre der Regierung jederzeit freigestanden, im mährischen Großgrundbesitz der slavisch-föderalistischen Gruppe zur Majorität zu verhelfen; sie hat es aber bis heute vorgezogen, durch Schaffung einer Mittelpartei und durch Wahlcompromisse der liberalen Gruppe des Großgrundbesitzes den entscheidenden Einfluss auf die Landesverwaltung in Mähren und einen Theil der Reichsrathsmandate zu überlassen. Der Grund für diese Haltung der Regierung ist sehr einleuchtend. Die politische Stellung der liberalen mährischen Großgrundbesitzer ist ihnen von der Regierung nur auf Kündigung überlassen, sie hängt ganz ab von der Willkür der jeweiligen Regierung. Die Abgeordneten des Großgrundbesitzes sind daher nichts als Regierungsabgeordnete, sie sind der jeweiligen Regierung gegenüber vollständig unfrei, und diese ihre Unfreiheit steckt nothwendig die ganze Partei an, mit welcher sie verbunden sind. Jede energische Haltung des linken Flügels der Partei wurde gehindert, weil stets das Schreckgespenst der Trennung von dem rechten Flügel und des Verlustes der mährischen Position im Hintergrunde erschien. So ergab sich für die Regierung ein glänzendes Geschäft; die dem liberalen Großgrundbesitz in Mähren concedierten Abgeordneten machten weniger Schwierigkeiten, als es czechisch-föderalistische Abgeordnete gethan hätten, und sie läuteten noch dazu die Wirksamkeit der ganzen deutschen Partei. Für die Deutschen ist es aber ein sehr zweifelhaft. r Handel, wenn der provisorische Besitz der innerlich nicht haltbaren Stellung in Mähren erkauft wird durch immer neue Verluste an den innerlich noch haltbaren Stellungen in Böhmen und in Steiermark.

Man muß sich die ganze Tragweite der eben besprochenen Umstände klar machen, um das Schicksal der „Vereinigten Linken“ zu begreifen. Im Widerspruch zu ihrem Programm konnte sie weder deutsch noch liberal sein, ihre Oppositionsreden waren leere Federposen und ihre Abstimmungen immer so eingerichtet, daß der Regierung keine Verlegenheit erwachsen konnte. Darum blieb sie, die numerisch stärkste Partei im Parlament, vollständig einflusslos, und darum erlitt sie die beschämendste Niederlage, als ein unvorgesehener

Und doch, wenn wir nach einigen Jahren uns erinnern, so ist es eine Quelle eines „anderen Lebens“ geworden, aus der wir ewig trinken könnten.

Auch die gemeinsten und ärmsten der Seelen enthalten einen Schatz von Schönheit. Finden sich nicht gerade in der Liebe die reinsten Elemente der Schönheit? Es gibt Wesen, die einander so in Schönheit lieben. Und so lieben, das heißt allmählich den Sinn fürs Hässliche verlieren, das heißt erblinden gegen die kleinen Dinge. Wer so liebt, braucht nicht einmal mehr zu verzeihen. Wer so liebt, der kann nichts mehr verbergen; denn es gibt nichts, was seine Seele nicht in Schönheit verwandeln würde. So lieben, heißt alle Menschen auf eine reine Höhe heben, wo wir nicht mehr fehlen können. So lieben, heißt alles Schöne auf Erden, im Himmel und in der Seele zum Festmahle der Liebe laden. So lieben, heißt beim geringsten Anlaß seine Seele und all' ihre Schätze heraufbeschwören; es bedarf nicht mehr des Todes, des Unglücks und der Thränen, damit sie erscheinen; ein Lächeln genügt. So lieben, heißt die Wahrheit im Glück so hell erkennen, wie einige Heroen der Menschheit sie im Strahle großer Schmerzen erkannten. So lieben, heißt Gott so nahe kommen, daß die Engel um uns schweben. So lieben, heißt die Seele so läutern, daß sie allmählich jener „einzige Engel“ wird, von dem Swedenborg spricht. So lieben, heißt täglich neue Schönheiten an diesem geheimnisvollen Engel entdecken und mit ihm zu einer immer lebendigeren und immer reineren Güte dringen. So lieben, heißt seine Seele erlösen und so schön werden, wie die erlöste Seele. „Diese Reden hier richten sich nicht an alle Menschen“, sagt der große Platon bei ähnlichen Dingen, „aber hast du in dir die Schönheit erkannt, dann steige in der Erinnerung an sie empor.“

G e n t.

Maurice Maeterlinck.

Vom modernen Lyrischen.

Von Otto Julius Bierbaum (Schloß Englar).

Es mehren sich die Anzeichen dafür, daß man in Deutschland wieder Geschmack an Lyrik gewinnt. Sogar in den Tageszeitungen, deren Redacture früher mit aufgehobenen Händen flehten, nur um Gotteswillen dieses Thema beiseite zu lassen, begegnet man jetzt zuweilen verständnisvollen Essays über moderne Lyriker, und unsere Componisten, die sich über die Grenze Baumbach—Dahn bisher noch nicht hinauswagten, kommen plötzlich mit ganzen Sträußen von der Heinnwiese des neuen lyrischen Parnass und finden sich für diese Kühnheit beim Publicum durch dankbaren Beifall belohnt.

Ich glaube, man darf das, auch wenn man nicht selber lyrisch behaftet ist, ein gutes Zeichen der Zeit heißen. Denn Sinn für lyrische Verkunst setzt allerlei löbliche Dinge voraus, als da sind: Feingefühl für den Tonwert der Sprache, Empfänglichkeit für das Schlichte in Natur und Gemüth, Hingebung an das Schöne, das außer sich keinen Zweck weiter sucht.

Unsere Zeit mußte, um wieder dahin zu gelangen, einige ihrer Charaktereigenschaften in den Hintergrund stellen, die sonst recht breit und aufdringlich im Vordergrund bei ihr standen. Ich nenne: die Problemsucht, das ist die Neigung, in der Kunst des Wortes nur ein Mittel zur Auseinanderfaltung irgend einer Frage zu sehen; ferner die Ueberschätzung des äußerlich Realistischen auf Kosten des dichterisch Persönlichen; ferner die Geringschätzung des eigentlich Formellen, des Künstlerischen in der Poesie; schließlich den Mangel an einem wirklich engen Verhältnis zum rein Natürlichen, wie es sich ohne gedankliche Destillation darstellt.

Alles in allem: man muß naiv sein können, will man Lyrik empfinden. Man muß nicht immer mit Lupe und Seciermesser hantieren wollen, muß nicht vom Geiste der Schwere sein, der überall nach dem „Wozu“ forscht. Man muß wie ein Kind schon seine Freude an schönen Klang, an schlichten Nebeneinander von Gefühl und Ton haben. Das Wort gilt auch für dieses Himmelreich: „Wenn Ihr nicht werdet wie die Kinder. . .“

Man wird mich hoffentlich nicht falsch verstehen. Naivetät in Dingen der Kunst heißt nicht plumpe Kritiklosigkeit. Zur großen Naivetät gehört auch die Unverdorbenheit der Instincte, die wohl auszuwählen wissen, was gut und damit förderlich ist. Diese Naivetät irt sich seltener als logisch konstruierende Kritik. Ich wette: wenn an Stelle des Volkes die gelehrten Leute dafür maßgebend gewesen wären, welche Volkslieder sich erhalten sollten, es wäre nicht so viel Schönes übrig geblieben.

Uebrigens, ist es nöthig zu sagen, daß zum naiven Genusse eines Kunstwerkes auch Menschen fähig sein können, die im übrigen so raffiniert sind, wie nur möglich? Ich denke, die Franzosen sind ein raffiniertes Volk: aber sie wissen Kunst naiver zu genießen, als viele Biedermänner in Germanien, die sich für beschimpft halten würden, wollte man sie raffiniert nennen. Nein, man kann eine sehr modern differenzierte Seele haben und vor dem Schönen doch ein Kind sein, das nicht fragt und bloß beglückt ist. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß just in unserer Zeit die Kunst das als ihr eigenstes geboren hat, was wir Bayfage intime nennen und das im Grunde nichts ist, als das Lyrische in der Landschaft? Es würde auch in der That das Ende der lyrischen Kunst bedeuten, wenn geistige Verfeinertheit

und seelische Vielfältigkeit Naivetät und einfaltfrohes Genießen ausschloße. Denn vollkommen, ganzwesentlich naive Menschen erwachsenen Alters gibt es heute selbst im weiblichen Geschlechte nicht mehr, das sonst den Vorzug hat, der Natur näher zu sein als wir. Andererseits gibt es aber gottlob auch unter Männern nur sehr wenige, die so ganz naturverlassen sind, daß sie ohne jeden naiven Seelenuntergrund wären. Nein, so wund ist die Menschheit von der Cultur noch nicht gelect, daß sie durchaus die Fähigkeit verloren hätte, sich wenigstens in Feierstunden ihrer innersten, unverfälschten Natur zu erfreuen, die immer noch kindlich fühlt.

Die Lyrik aber scheint mir die Kunst zu sein, dies Innerste zu wecken. Eine Feiertagskunst also, die kindlich stimmt.

Wie aber das Naive nicht das Tappische ist, so ist das Kindliche nicht das Käppische. Auch ist es nöthig, zu betonen, daß der Begriff des Kindlichen nur auf die Empfänglichkeitsfrische und Reinheit des Genießenden und nicht etwa auch auf die Stoffe der lyrischen Kunst angewandt sein will. Denn es wäre wiederum das Todesurtheil für die Lyrik in unserer Zeit, wenn sie ihre Stoffe nicht aus allen Weiten, Tiefen und Höhen des ganzen Menschen und der ganzen Welt nehmen dürfte.

Ihre Beschränkung liegt nicht in den Stoffen, sondern in den Mitteln ihres Ausdrucks. Sie darf nichts kalt darstellen. Und wenn Objectivität gefühllose Kälte bedeutet, so darf sie nichts objectiv darstellen. Denn ihr Wesen ist Gefühl. Was ohne Gefühl ist, gehe es auch im schönsten Rhythmus, ist nicht Lyrik. Selbst der Gedanke muß in ihr zum Gefühl und durch das Gefühl zur Anschauung werden. Darum verschmäht sie zumeist, nicht immer, die prosaische Form, weil sie schon äußerlich darthun will, daß sie durch Wärmewellen rhythmisch bewegte Atmosphäre ist. Es kann ebenso wenig kalte Lyrik geben, wie es kalte Musik gibt, und wenn man in einem Gemälde die schwachen Stellen leer nennt, so muß man die schwachen Stellen eines Gedichtes kalt nennen. Kalt und kahl ist hier dasselbe.

Eine Zeit wie die unsere, der man es nicht nachsagen kann, daß herzliche Wärme ihr Hauptwesenzug sei, hat lyrische Kunst besonders nöthig. Und dies, so scheint mir, ist der tiefste Grund dafür, daß sie wieder beginnt, dem Lyrischen geneigt zu werden. Sie sehnt sich in all ihrer elektrischen Helle nach Herdwärme fürs Herz, und diese Sehnsucht kann nicht durch Techniker befriedigt werden. Es ist erstaunlich, aber wahr: Poeten sind doch zu etwas gut.

Alles Lyrik wie der Liebe Symbol ist die Herzflamme. Man stelle sich nur ruhig das alte Lindenblattförmige Gebetbuchherz vor, aus dem die breite, gelbe Flamme wächst. Das Bild ist zwar altmodisch und scheint nicht in unsere Zeit zu passen, die es besser weiß, wie der Herzmuskel aussteht; dafür paßt es in alle Zeiten. Denn das Herz des Menschen, sein innerstes Fühlen, bleibt sich im Grunde immer gleich, ob auch die Gehirne sich noch so erstaunlich wandeln. Das Menschenherz ist primitiv — und die Lyrik soll es sein.

Aber das Primitiv ist nicht das Starre. Auch sein Ausdruck wechselt. Und so darf man, ohne an das Grundwesen der Lyrik zu rühren, auch von lyrischen Moden reden. Wenn man in alten, lyrischen Sammlungen blättert, so fühlt man zwar immer das gleiche Menschenherz, aber es gibt sich anders. Die Gefühle, in ihrer Nacktheit ganz die unseren, sind anders gekleidet, wie die anders gekleidet waren, die sie aussprachen. Man sollte einmal eine lyrische Anthologie veranstalten geschmückt mit Costümbildern als Bignetten. Es würde dann anschaulich klar werden, wie das, was wir Mode nennen, sich keineswegs bloß im Schnitte der Röcke, sondern auch im Schnitte der Reden und Gefühle äußert, daß die Mode nur ein Ausdruck des ganzen Zeitstiles ist.

Wer aber die Moden eigentlich macht? Das ist eine Doctorfrage. Daß es nicht viel bedeute, wenn man sagt: Die Zeit macht sie, kann man im „Faust“ nachlesen:

Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Aber: welcher Herren? Und: ob ein Herr, auch wenn er der größte ist, ganz selbstherrlich eine Mode gebieten könnte? Ob er es nicht erst dann wirklich vermag, wenn sein Individuelles bereits zum comprimirten Ausdruck seiner Zeit geworden ist? Vielleicht hat Paul Scheerbar recht, wenn er meint, wir seien bloß Nervenköpfe der Erde und dächten und fühlten als solche nur, was diese denkt und fühlt? Ich bin kein Doctor und lasse die schönen Fragen ungelöst. Aber so viel ist sicher, daß es immer Einzelne gibt, von denen es wenigstens den Anschein hat, als ob sie die Moden machten. Die Anderen machen sie bloß mit, was nicht ausschließt, daß sie sich durch persönliche Geschmacksmancen irgendwie auszeichnen.

Ob unsere Zeit in Deutschland auch schon eine lyrische Mode hervorgebracht hat? Oder, um es zu vermeiden, daß das Wort geringfügig genommen wird: einen lyrischen Stil? So, wie etwa Goethe einen lyrischen Stil hinterließ?

In diesem vollen Sinne kann die Frage nicht bejaht werden. Unsere Zeit hat den Wesenzug des Suchenden, Tastenden; sie ist keine Zeit der Erfüllung, sondern des Ueberganges. Daher gelingt ihr auf keinem Gebiete so leicht die Schaffung eines Stiles. Selbst ihre

Kleidermode ist compilatorisch. Aber was sie sucht, das ist im Grunde eben ein Stil für Leben und Kunst.

So ist das Auf und Nieder der Zeiten: die Einen wollen abthun und aufräumen, die Anderen wollen ordnen und bauen; auf sie erst kommen die, die bauen können und im Gebauten schmückend wohnen; ihnen folgen die, denen es zu leicht ward, die mühselos erben und ihre Thätigkeit im Spielerischen, Schnörkelerischen zeigen müssen; und sie werden abgelöst von denen, die gar nichts mehr zu thun wissen und alles ins Flache verkommen lassen. Nach ihrem Sturze, denn sie werden nicht abgelöst, sondern verdrängt, beginnt der Kreislauf aufs Neue, in dem sich das Suchen, Werden, Blühen, Auswachsen und Absterben eines Stiles ausdrückt. Bemerkenswert zu werden verdient noch, daß die aufräumenden und ins Neue strebenden Zeitläufte immer der jugendlichen Meinung sind, sie würden etwas ganz Neues auf den Plan bringen, während die Bauvermögenden klüglich das zu nützen wissen, was bauende Zeiten vor ihnen hinterlassen haben, wenngleich sie keineswegs auf eine Wiederholung aus sind.

Unsere Zeit, so will mir scheinen, ist, in der Kunst wenigstens, dem bloßen Abthun entwachsen und auch über das bloße, etwas renommierte Willen hinaus. Es wird schon der Bau begonnen. Doch sind wir noch nicht weit. Der Plan ist noch nicht klar, und noch immer besteht die Hauptthätigkeit im Herbeitragen von Material, im Entwerfen und Verwerfen von Grundrissen und Zeichnungen. Nicht alles, was herbeigetragen wird, kann verwendet werden, aber es ist auch keine Mühe umsonst. Wenn sich erst der Meister durchgesetzt haben wird, der klaren Blickes das Ganze sieht, ehe es noch da ist, und mit starker Hand Eigenes und Fremdes in einen Gedankenzug zu fügen weiß, dann wird unter seiner Führung auch das an seinem Platze zu schöner Geltung kommen, was jetzt im Getümmel des Bauplatzes ganz unmöglich aussieht. Denn ein Meister sieht Alles im Ganzen und verzichtet nichts.

Hartleben, dem es am Blick fürs Ganze gebricht, schrieb mir einmal im Hinblick auf die vielen Wunderlichkeiten, die die Kunst unserer Zeit zusammenträgt:

Hat die Zeit die Kraft verloren,
Die den Stil gebären kann,
An den Haaren, an den Ohren
Zieht sie krauses Zeug heran.

Er wollte unsere Zeit damit schlecht machen. Aber, obwohl sein Spruch richtig ist, die Zeit ist darum nicht schlecht. Das krause Zeug ist besser, als das flache, und wir wollen allen neun Mufen recht herzlich danken, daß sie sich heute zuweilen etwas kapriciös fristieren. Zur Schaffung eines Stiles scheint es, und man braucht, um dies zu erkennen, nicht bloß unsere Zeit anzusehen, geradezu nötig zu sein, daß vorher allerlei Werkzeug recht wild neben- und durcheinander ins Kraut schieße. Auf diesem buntem Beete vollzieht sich dann die Auswahl des jeweils Besten.

Auch der große Einzelne, der sein Leben und seine Kunst in einen Stil zu bringen bemüht ist, macht die Erfahrung, daß dazu eine Durcheinanderfolge von allerlei Widersprechendem nötig ist. Man sehe den Werdegang Goethes an. Was hat in ihm nicht alles rumort, was hat ihn nicht alles befruchtet! Manches davon, oft freilich das Beste, wie die gothische Kunst, hat er selber später als kraus empfunden. Und er hat seine ganze Entwicklung als eine Folge von Häutungen dargestellt:

„Die Feinde, sie bedrohen dich,
Das mehrt von Tag zu Tage sich,
Wie dir doch gar nicht graut!“
Das seh' ich alles unbewegt,
Sie zerran an der Schlangenhaut,
Die jüngst ich abgelegt,
Und ist die nächste reif genug,
Abstreif' ich die sogliche
Und wandle neubelebt und jung
Im frischen Götterreich.

So haben auch die jungen Zeiten ihre Schlangenhäute, und nur die alten, müden, regenerationsunfähigen tragen ewig, d. h. so lange man sie leben läßt, ihr altes Respektskleid ab.

Goethes stilbildende Kraft wäre uns nicht geworden, wenn er es nicht mit Meister-Instinct verstanden hätte, sich reich befruchten zu lassen. So hat sich in ihm seine ganze Zeit und man kann sagen aus allen Zeiten das Beste verewigt und besonders im Lyrischen zu einem Stil von so starker Dauerkraft verdichtet, daß alle Anläufe zu einem neuen, modernen lyrischen Stil Rückgriffe in seine Form zeigen, und daß mancher „Neutöner“ sich zuweilen zu fragen scheint, ob nicht vielleicht der alte Goethische Ton der schönere und für unsere Zeit zum mindesten recht geeignet sei, als Unterton zu dienen.

Das Wort „Neutöner“ bringt mich auf den, der es gemünzt hat, auf Rilencron. In einer Betrachtung vom modern Lyrischen wäre ich freilich auch ohnehin auf ihn gekommen. Denn wir besitzen heute in Deutschland keinen reineren Lyriker als ihn, und die moderne deutsche Lyrik geht zum guten Theile von ihm aus. Vor ihm hat der genialere, aber keiner Harmonie fähige Hermann Conradi kräftige Ansätze des Neuen herorgebracht, neben ihm hat der tiefere und reichere Friedrich Nietzsche den lyrischen Ausdruck, zumal in der rhythmischen Prosa des Zarathustra, bildkräftig befruchtet, ihm aber, der mit Verlaine die

naivste Seele der ganzen modernen Kunst ist, sind wieder Bild und Lied von einer so schlichten Ganzheit gelungen, wie zwischen Goethe und ihm keinem.

Man rufe nicht Wehe, daß ich ihn Goethen gleichstelle. Das thue ich nicht. Er ist klein neben dem Vollbilde dieses Größten, dessen Name uns heilig sei, so oft er auch eitel genannt wird. In ihm ist nur ein Theil der Kraft dieses Wunderbaren. Aber dieser Theil, die Kraft des lyrischen Empfindens und Gestaltens, ist voll in ihm.

Wenn man wechselweise in seinen „Ausgewählten Gedichten“, die jüngst bei Schuster und Köffler in Berlin erschienen sind, und in einer guten Auswahl Goethischer Gedichte liest, etwa in der, die Hartleben unter dem Titel „Goethe-Brevier“ bei Karl Schiler in München hat erscheinen lassen, so wird man von einem Gefühl der Zuversicht in das Leben unserer lyrischen Kunst ergriffen, in dem das Unbehagen über die eigenschaftslosen Nachtreter und die Documentendichter gleichermaßen untergeht. Man fühlt, daß wenigstens auf dem Gebiete der Lyrik ein Meister thätig ist, der moderne Gefühls- und Anschauungswerte in poetisches Gold von eigener Fassung zu prägen versteht, ohne das schöne Ueberkommene plump zu mißachten. Man wird dieses Gefühls noch voller froh werden, wenn man nicht bloß diese eine Sammlung liest, sondern die ganze, unverkürzte Reihe der Rilencron'schen Lyrik, von den „Adjutantennitten“ bis zu den „Neuen Gedichten“, in sich vorüberziehen läßt. Denn so verdienstlich auch diese Sammlung ist, die im Hinblick auf ein größeres Publicum veranstaltet wurde, so genügt sie doch keineswegs dem, der das ganze Wesen dieses großen Lyrikers kennen lernen möchte. Es fehlen in ihr sogar eine Reihe der kennzeichnendsten Stücke.

Die Entwicklung der modernen Lyrik, die bei Rilencron in eine glücklich beschränkte Persönlichkeit zusammengefaßt erscheint, läßt sich am besten erkennen, wenn man die vier einzelnen Gedichtbände des Meisters: „Adjutantennitte“, „Gedichte“, „Der Heidegänger“, „Neue Gedichte“ sich chronologisch zu Gemüthe führt.

Da ist zuerst der Tic des Realistischen, d. h. der Realismus als bloße Reactionserscheinung, der eben darum noch nicht völlig künstlerisch ist. Aber was bei geringeren Talenten in eine Maßlosigkeit ausfließt, der man die Absicht viel zu deutlich anmerkt, als daß sie hätte imponieren können, das erschien bei Rilencron von je künstlerisch gemildert durch den Instinct des geborenen Dichters, der bei aller Absicht, den himmelblau Verschwommenen zu zeigen, wie erdig derb das Leben ist, doch nie vergaß, seine festen Lebensimpressionen mit etwas poetischem Golde anzuhüllen, jaft so, wie wir es bei manchen Steinzeichnungen Hans Thoms sehen.

Dieser Rilencron'sche Lebensston, der sich von dem Lebensston der realistischen Lyriker vor allem dadurch unterscheidet, daß er Melodie hat, ist von starkem Einfluß auf das lyrische Schaffen von heute gewesen. Ich rede hier nicht von Nachahmern. Copisten sind belanglos für die Entwicklung der Kunst. Nein, dieser Rilencron'sche Lebensston ist auch von solchen aufgenommen worden, die Eigenes vermögen. Und eben dadurch hat er sich als stilbildend bewährt. (Schluß folgt.)

Franz Melchers.

Ein kleines Bildchen. Ein Haus, grellweiß getüncht, mit rothem Dach. Ein paar Bäume. Darüber ein blauer Himmel mit weißen Wölkchen. Alles ist kindlich einfach gezeichnet, wie in einem Bilderbuch, Bäume und Wolken dazu seltsam verschnörkelt. Ich fühle mich versucht, aufzulachen über die seltsame Zimmthung, das für Kunst zu nehmen. Da sehe ich es länger an, und plötzlich überfällt mich ein unsägliches Grauen, durchrieseln mich kalte Schauer. Und doch habe ich nichts weiter entdeckt, nur wie die helle Sommerrmittagssonne da auf der weißen Wand leuchtet, das ist so unheimlich, so unfeilbrohend. Oder liegt es in den seltsamen Bäumen? Oder liegt es in den unmöglichen Wolken? Oder liegt es in der schwülen Atmosphäre? Oder in alledem? Ich befrage den Katalog, Franz Melchers hat das Bildchen „Présages“ genannt. Ich weiß noch immer nicht, worin es eigentlich liegt, aber ich weiß, daß ich jäh die Stimmung empfand.

Ich möchte damit nicht behaupten, daß sie jeder empfinden wird, oder gar einen zu überzeugen suchen, der sie nicht empfindet. Denn ich will gleich hinzufügen, daß ich bei keinem der anderen Bilder des Künstlers — außer etwa noch bei der dunklen Mühle, deren schwarze Flügel stille stehen, „Denil“ — ohne Katalog und bei vielen noch nicht einmal mit dem Katalog in die Stimmung gekommen bin. Aber mir scheint, auch dieses einzigmal genügt, um den Künstler und das, was er will, etwas näher zu betrachten.

Das wäre nun nicht ganz leicht, wenn nicht Maurice Maeterlinck die Vorrede zum Katalog geschrieben hätte. Es könnte aber, da er das gethan hat, noch leichter sein, wenn es mir nicht mit Maeterlinck gieng wie mit Melchers, daß ich ihn nämlich sehr selten verstehe. Aber der bloße Namen Maeterlinck gibt eine Art Erklärung. Wie er mit den einfachsten Worten, so will der Maler mit den einfachsten Formen wirken. Beide wollen unsere Seele — oder muß man nicht sagen: unsere Nerven? — erregen, mehr durch das, was sie verschweigen, als durch das, was sie sagen. Das, worauf es ihnen ankommt, liegt bei Maeterlinck zwischen den Worten, bei Melchers über den Dingen. Nie kann man es aufzeigen, es spottet jeder

Die Zeit.

VII. Band.

Wien, den 25. April 1896.

Nummer 82.

Eine sogenannte Partei.

Bisher hat die deutsch-liberale Partei noch immer eine Ausflucht gefunden, um sich dem Urtheil über ihre Thaten zu entziehen. Solange sie dem Grafen Taaffe Opposition machte, entschuldigte sie sich, daß sie nichts wirken könne, weil ihr die Macht fehle, und als sie dann unter dem Fürsten Windischgrätz zur Macht kam, fand sie die Ausrede, daß sie nichts leisten könne, weil sie sonst die Macht verlieren würde. Ein drittes — weder Opposition noch Regierungspartei — schien begrifflich ausgeschlossen. Aber unter dem Grafen Badeni ist es begriffliche Wirklichkeit geworden. Dieser glückliche Ministerpräsident lebt lediglich von dem guten Eindruck, den er macht, von seiner Gestalt, seinem Lächeln, seinen leichten Umgangsformen, seinem gewinnenden Benehmen, vom Händedrücken und Armeinhängen. Er ist im Parlament, was ein hübsches junges Mädchen als Sängerin im Concertsaal. Sie braucht keine besonders schöne Stimme, keine ungewöhnliche Schulung, kein musikalisches Gefühl, kein bedeutendes Temperament zu besitzen, und doch gefällt sie den Kritikern, mit denen sie so neckisch zu plaudern, dem Publicum, mit dem sie verführerische Blicke zu tauschen versteht. Nennlich hat Graf Badeni kein bestimmtes Programm, keine ausgesprochene Parteiencombination nöthig, um zu regieren. Die deutschliberale Partei kann ihm nicht opponieren, weil er ja doch gar zu liebenswürdig gegen sie ist. Sie kann aber auch seine Regierungspartei nicht sein, denn er ist unwiderstehlich genug, um einer solchen entzathen zu können. So ist sie endlich auf den archimedischen Punkt gesetzt worden, wo sie zeigen muß, was sie kann. Ihre Führer haben dies selbst anerkannt: Freiherr v. Chlumetzky, indem er (am 1. Februar in Brünn) sagte, daß seine Partei „seit 1879 eine derartig günstige Stellung nicht gehabt habe, wie gegenwärtig“, und Dr. Kopp, der am 18. November v. J. im Abgeordnetenhanse mit der ganzen Begeisterung des philosophierenden alten Achtundvierzigers ausrief: „Gegenwärtig befinden wir uns im Zustand der absoluten Freiheit gegenüber der Regierung.“ Wenn auch nie vorher: in diesem Zeitpunkt muß das Urtheil über die Thätigkeit der Partei unwiderruflich sitzen.

Und was hat die Partei bisher gethan, um ihre wiedererlangene Freiheit zu benützen? Sprechen wir beispielshalber nur von zwei Anlässen. Die eine ist die Riegerfrage gewesen. Dr. Rieger ist der gefährlichste Gegner der Deutschliberalen, und die Partei ist der Anschauung, daß seine Macht nur in seiner Agitation, in den Schlagworten besteht, mit denen er die Massen an sich zieht, in den unerfüllbaren Versprechungen, durch die er sie an sich fesselt. Ist dem so, dann gab es für die deutschliberale Partei nur einen Weg, um ihn zu besiegen, das ist, ihn zur Bürgermeisterschaft zu verhehlen, um ihn zu zwingen, daß er seinen Worten Thaten, seinen Versprechungen die Erfüllung folgen lasse, sowie man einen Geschäftsmann, dessen Existenz nur im fortgesetzten Schuldenmachen besteht, in den Concurz treiben muß. Wäre Dr. Rieger vor einem halben Jahr zum Bürgermeister gemacht worden, so würde er heute schon — die Nichtigkeit der liberalen Diagnose vorausgesetzt — zur Hälfte bereits abgewirtschaftet haben. So wie aber die Dinge stehen, ist er, seitdem ihm die Nichtbestätigung ein süßes Martyrium bereitet hat, zu einer Größe und Bedeutung aufgeschossen, an die vor einem halben Jahr er selbst vielleicht noch nicht gedacht hat.

Was immer auch den Grafen Badeni veranlaßt haben mag, dem Willen der Majorität der Wiener Bevölkerung die kaiserliche Bestätigung zu versagen — die deutschliberale Partei mußte in diesem Falle ihre „absolute Freiheit gegenüber der Regierung“ bethätigen, um die Pflicht der Selbsterhaltung zu üben. Sie mußte offen erklären, daß sie an der Nichtbestätigung keinerlei Antheil habe, sie mußte, wenn sie schon nichts Positives für die Bürgermeisterschaft des Dr. Rieger thun wollte, die beiden Kämpfer — den Grafen Badeni und den Dr. Rieger — allein lassen. Statt dessen hat sie sich den Schein gegeben, als ob eigentlich die Nichtbestätigung des Dr. Rieger ihr Werk sei, ja nicht nur sie, sondern auch alle die Formfehler und Taktlosigkeiten, welche die Mancine gallische Beamten dabei begieng, unter ihren parlamentarischen Schutz genommen.

Nicht viel klüger hat die Partei das Problem der Wahlreform behandelt. Dr. Ruß erklärt selbst, daß er in dem Badeni'schen Gesetz keinen Vortheil für seine Partei erblicke, und doch stimmt die Partei

dafür. Ja, noch mehr! Selbst das vielverrufene Taaffe'sche Wahlreformproject ist — abgesehen von seiner socialpolitischen und technischen Ueberlegenheit — der liberalen Partei noch immer günstiger als der Badeni'sche Entwurf, der in seiner geistlosen Nebeneinanderstellung zweier mit einander unverträglicher Wahlsysteme, der Interessensvertretung und der allgemeinen Wahlen, einen Widerspruch in sich birgt, der mit diesem Geschöpf leben und wachsen und zuerst die schwächste Position des Curienystems, die der liberalen Partei, gefährden wird. Von dieser, allerdings recht spät gewonnenen, Einsicht offenbar durchdrungen, hat kein Anderer als der ehemalige Führer der liberalen Partei und Bekämpfer des Taaffe'schen Entwurfs Herr Dr. v. Plener selbst, wie von Eingeweihten berichtet wird, in diesem Winter sich heimlich bemüht, für das Taaffe'sche Project Stimmung zu machen.

Da wäre für die liberale Partei abermals eine Gelegenheit gewesen, von ihrer neuerlangten „absoluten Freiheit“ Gebrauch zu machen, um wieder einmal ein Stückchen Popularität zu gewinnen und noch dazu ihrem eigensten Interesse zu dienen. Sie hat auch diese Möglichkeit verfehlt, indem sie grundlos das Badeni'sche Project angenommen hat. Es bleibt ihr nur noch wenig zu thun übrig: in der Specialdebatte alle gehässigen Beigaben des Badeni'schen Entwurfs, wie insbesondere die grotesken indirecten mündlichen Wahlen, anzunehmen, das Odium der Nordwestbahnvorlage auf sich zu laden, die Steuerreform mit all ihren fiscalischen, großcapitalistischen und politischen Ungeheuerlichkeiten gutzuheißen, einen schlechten ungarischen Ausgleich, wie ihn gerade Graf Badeni zustande bringen mag, zu genehmigen — und dann ist sie reif, um bei den nächsten Wahlen ihr Todtengericht zu finden.

Eine Partei, wie die liberale, die nicht mehr fähig ist, ihr eigenes Interesse wahrzunehmen, ist in der That, wofern dieser Name noch irgend etwas sagen soll, keine Partei mehr. Nur um der Parteien, um der von der Regierung unabhängigen, selbständig lebensfähigen, sich selbst behauptenden und erhaltenden politischen Organisationen der Bevölkerung willen hat das ganze parlamentarische System Sinn und Zweck. Eine willenlos-, handels- und zurechnungsunfähige Partei gehört nicht ins politische Leben, das sie verpestet, sondern in die Todtenkammer. Heute gibt es noch Leute, denen die politische Reife des Proletariats zweifelhaft ist. Sobald aber die Wahlreform zur Wirklichkeit geworden sein wird, kann es kommen, daß man die überraschende Entdeckung machen wird, daß in diesem Lande nicht der Handarbeiter und nicht der Knecht das politisch unreife Element der Bevölkerung bilde, sondern der liberale deutsche Bürger, der nicht mehr fähig ist, für sich selbst politisch zu sorgen. Das künftige Parlament wird einen natürlichen Wettstreit zwischen dem privilegierten und dem allgemeinen Wahlrecht erzeugen. Wenn die sogenannte deutschliberale Partei in den wenigen Monaten, die ihrer Wirksamkeit im alten Hause noch beschieden sein mögen, ihre Freiheit in der Art bethätigt, wie bisher, dann ist es besser, ihre Wähler geben, um die Sache des deutschen Bürgerthums doch wenigstens einmal von der der deutschliberalen Partei zu scheiden, bei den nächsten Neuwahlen irgend einer anderen Partei, möge sie nun clerical, antisemitisch, czechisch oder selbst deutsch-völklich sein, ihre Stimmen, als diesem Cadaver, der schon längst aufgehört hat, deutsch und liberal zu sein, und nun auch den letzten Lebenshauch einer Parteiexistenz ausgestoßen hat.

K.

Italien vor dem Sturme.

Von Dr. Napoleone Colajanni, Mitglied der italienischen Deputiertenkammer.

Wer die parlamentarischen und außerparlamentarischen Vorgänge und Kämpfe verfolgt hat, die sich auf der italienischen Halbinsel abgepielt haben, muß am Vorabend der Wiedereröffnung der Deputiertenkammer als leidenschaftsloser Beurtheiler constatieren, daß die politische Lage heute fortdauernd eine peinliche und krankhafte ist. Mäurer und Parteien sind in der Kammer und außerhalb in einem Zustande der Verlegenheit und haben das Gefühl, am unrechten Platze zu stehen. Aus diesem Zustande der Verwirrung erwachsen politische, legislative und ökonomische Wirkungen, die für das Land wenig erfreulich sind, für das arme Land, das gegenwärtig die lange Schuld der Entfugung und Theilnahmslosigkeit büßen muß, die es jahrelang an den Tag

sicherheit, die hauptsächlich darin ihren Grund hat, daß man genaue Messungen nicht vornehmen kann, weil die Umgrenzung desselben nicht scharf ist, sondern an den Rändern ein allmählicher Uebergang ins Dunkle stattfindet. Es bestehen zwei Meinungen über dessen Natur. Es wird als eine flache, dünn mit materiellen Theilchen besetzte Scheibe gedacht, welche mit der Ekliptik zusammenfällt. Diese kleinen Körperchen reflectieren das Sonnenlicht und bringen in ihrer Gesamtheit das Phänomen zu unserer Erkenntnis. Darüber herrscht aber eine große Divergenz der Anschauungen, ob das Centrum der Scheibe mit der Erde oder mit der Sonne zusammenfällt. Diese Zweifel scheinen nun Beobachtungen zu lösen, welche auf dem Pic du Midi, einem hohen, mit einem Observatorium versehenen Berge Frankreichs, von Em. Marchand in den letzten Jahren angestellt wurden. Marchand konnte sämtliche Theile des Phänomens, also insbesondere Gegenchein und die Lichtbrücke wiederholt sehen und deren Positionen genauer als bisher ermitteln. Aus diesen Beobachtungen wurde eine Karte des Zodiakallichtes gewonnen, nach welcher dasselbe eine Breite von etwa 14° besitzt. Die Aze bildet einen Vollkreis, der zwar nahe der Ekliptik liegt, aber mit ihr nicht vollkommen zusammenfällt, sondern einen Winkel von 6—7 Grad bildet und Ekliptik an zwei Stellen schneidet, deren Längen 70° und 180° + 70° sind. Diese Angaben werden durch Fortsetzung der Beobachtungen noch an Genauigkeit zunehmen, aber schon jetzt kann man daraus die Thatsache feststellen, daß die Aze des Zodiakallichtes in die Ebene des Sonnenäquators fällt.

Hieraus aber folgt sofort, daß die sehr dünn gefähte, kosmische Materie, welche wahrscheinlich das Zodiakallicht veranlaßt, ein sehr abgeplattetes Ellipsoid, dessen Centrum die Sonne ist, bildet und daß dieses Ellipsoid weit über die Erdbahn hinausreicht.

Verschiebungen des Phänomens auf der Himmelskugel, die sich erst durch mehrjährige Beobachtungen werden feststellen lassen, werden auch über die Ausdehnung dieses abgeplatteten Ellipsoides Schlüsse gestatten.

Die Helligkeit des Gegencheines ist bedeutend geringer, als die der Milchstraße in ihren schwächsten Theilen; mit der Annäherung zur Sonne nimmt die Helligkeit zu, aber nicht in einem Grade, der der Dickenänderung entspricht. Da nun auch auf dem Pic du Midi die Gegenenden des Zodiakallichtes in der Nähe der Sonne viel heller als die übrige Zone sind, so muß man eine Verdichtung der Materie in der Nähe der Sonne annehmen; die größere Breite der Lichtpyramide und die Spindelform selbst muß als eine Wirkung der Perspective aufgefaßt werden. Vielleicht setzt auch hier die Photographie ein und verhilft der Astronomie zu genaueren Messungen, wie sie in diesem Falle nothwendig sind.

Vom modern Lyrischen.

(Schluß.)

In der eigentlich realistischen, nun vorübergenebten Zeitspanne unserer heutigen Kunst haben sich stille Gemeinden von Genießenden und Schaffenden um den geläuterten Realismus der Liliencron'schen Poesie gesammelt, in dem sie ihrer Sehnsucht nach poetischer Ehrlichkeit Genüge gethan, aber gleichzeitig die Perspective in die Welt des rein Poetischen offen sahen. So bildete sich, sehr in der Stille, Reigung und Fähigkeit zu einem Realismus, der mit dem schlagwortreichen kaum mehr als den Namen gemeinsam hatte. Es ist im Grunde derselbe, der uns an Goethes Lyrik entzückt, nur daß er um moderne Nuancen bereichert erscheint und als der Ausdruck unserer Zeit besondere Geltung beanspruchen kann. Sein Grundwesen ist der Muth und die Kraft, Erlebtes zu schöner Anschauung zu bringen. Er verachtet das Hantieren mit Schablonen und fordert freie Eigenzigigkeit. Er sagt nicht Daphnis, wenn die Bewußte Marie heißt, und wenn er doch 'mal Daphnis sagt, was bei den realistischsten Herren vorkommt, so merkt man, daß irgend eine bewußte Marie dahinter steckt. Sehr im Gegensatz zur lyrischen Mode des Welt Schmerzes und der realistischen Mode der Lebens trivialisierung, ist er der Ausfluß sinnlicher Freude an Welt und Dasein. Und seine Gesundheit liegt darin, daß er nicht nöthig hat, Welt und Leben zu idealisieren, um sich an ihnen zu freuen.

Aber neben der Sinnesfreude, die die Objecte genießt, gibt es ein Ding, das Sehnsucht heißt und sich selber genießt. Aus ihr entspringt der künstlerische Idealismus, wie ihn die heutige Kunst versteht. Früher war er eine Art, die Wirklichkeit anzumachen, damit sie künstlerisch genießbar werde; heute ist er der Trieb, eine neue Wirklichkeit von Sehnsuchts Gnaden zu schaffen. So ist der künstlerische Idealismus heute wesentlich phantastischer Natur. Er verkleidet nicht die Objecte, sondern er erfert sie. Seine Illusionskraft aber besteht darin, daß er sich realistischer Mittel bedient, um eine phantastische Welt glaubhaft zu machen.

Auch für diesen phantastischen Idealismus hat Liliencron die Bahn durch Werke frei gemacht. Es hat ihn immer dahin gedrängt. Aber anfänglich merkt man ihm eine gewisse Scheu an, in dieser „realistischen Zeit“ so unzeitgemäße Flüge zu unternehmen. Doch nach und nach wich diese Scheu von ihm, der Ballast des Realismus um jeden Preis flog über Bord und ungehindert, unbekümmert, ungehindert stieg die dichterische Sehnsucht in die Höhen des schrankenlos

Phantastischen und genoss sich selbst in Bildern so voll Farbe, Wunderform und Licht, wie wir sie bisher nur in der bildenden Kunst, bei Böcklin, schauen durften.

Damit geschah das zweite Große, das wir Liliencron verdanken, denn auch diese Art seiner Kunst ward vorbildlich und von ihr geht der starke Strom zu dem werdenden phantastischen Stil in der neuesten Lyrik aus.

Er wird, so stark er ist, die eigentlich realistische Lyrik nicht verdrängen und es wäre bedauerlich, wenn er es thäte, aber mir scheint, daß er der bevorzugte lyrische Stil unserer Zeit werden wird, wie er auch derjenige ist, den sie als ihre eigenste Hervorbringung beanspruchen kann. Man möchte ihn manchmal gern auf die romantische Epoche der deutschen Dichtung zurückführen, aber er ähnelt der dichteriichen Art jener Zeit, wie ein Böcklin'sches Bild einem Schwind'schen ähnelt.

Wenn die realistische Lyrik unserer Zeit vornehmlich das Intime, Schlichte, Liebhafte pflegt, so geht die phantastische Lyrik auf das Erhabene, Umfassende, Bildhafte aus. Häufig spielt Mystisches und Symbolistisches in sie hinein, ohne daß man indessen sagen kann, daß entsprechende „Richtungen“ sich breitmachten. Auch die sogenannte decadente Manier hat bei uns keine Vertreter von der Bedeutung der ihr vorbildlichen Dichter in Frankreich. Doch wird ihr Name oft einem Dichter angeheftet, der neben Liliencron der kräftigste moderne Lyriker in Deutschland ist und von dem hier ausführlicher die Rede sein muß, weil sich an seine Begabung die größten Hoffnungen für die Entwicklung unserer lyrischen Verunst knüpfen. Es ist Richard Dehmel.

Er besitzt nicht die köstliche Naivetät Liliencrons und nur selten gelingt ihm wie diesem der Ton des Lebensliedes; dafür hat er, was diesem fehlt, in außerordentlicher Fülle: Tiefe des Mystischen und Höhenkraft des Gedankens. In Kraft der Anschauung steht er jenem gleich, dabei ist er für das Technische der Lyrik der stärkste Neuerer, den wir besitzen. Wenn Liliencron für die neue Lyrik in der Hauptsache der Aufstoßgebende gewesen ist, so wird Dehmel der Erfüllende sein, und noch mehr als jener wird er den Werdegang der modernen Lyrik beeinflussen.

Diese Prophezeiung ist nicht so kühn, wie es den Anschein hat. Zwar hat Dehmel bisher noch kein großes Publicum gefunden, er trifft vielmehr auf stärkere Widerstände bei Publicum und Tageskritik als irgend Einer neben ihm; aber es ist auffällig, wie jetzt schon jüngere Talente aufstreten, die man direct als Abkömmlinge seiner Art bezeichnen muß, und wie apostelreue seine Verehrer zu ihm halten. Seine Anhängerschaft wächst langsam und in der Stille, so, wie wir es bei den stillen Nietzschegemeinden sahen. Auch darin ergeht es ihm wie dem Zarathustradichter, daß das Ausland ihm eher hulbig als die Heimat. In Frankreich, allerdings nicht in dem der „Revue des deux Mondes“, wächst sein Ruhm schneller als bei uns. Aber auch wir werden das Posammenconcert über ihn bald erleben, denn es ist unmöglich, daß eine so überragende Kraft wie Dehmel auf die Dauer ohne Anerkennung bleibt.

Uebrigens verlangt es die Billigkeit, die Bemerkung nicht zu unterdrücken, daß es dieser Dichter seinen Landsleuten recht schafften schwer macht, ihn liebzugewinnen. Er bewegt sich gar zu gerne in Gegensätzen, die nicht jedermanns Sache sind, wechselt mit Dunkel und Orelle, bevorzugt häufig eine gewisse Hartkantigkeit, schmeichelt nie und ist zuweilen sogar direct unangenehm. Auch läßt er sich öfter, als gut ist, von einem Teufel reiten, der höllisch boshaft ist. Und schließlich: Das Tiefe pflegt überhaupt nicht beliebt zu sein.

In seinem Schaffen ist eine ungewöhnlich starke Entwicklung. Wenn Liliencron ein Tänzer ist, der in einem scharf umschriebenen Kreise bleibt, in dessen Bezüge er freilich nicht ewig dieselben Grundtänze tanzt, so ist Dehmel ein Schreiter und Streiter, der vorwärts, aufwärts geht, steigt, stürmt. Manchmal könnte einem bange um seinen Athem werden, wenn man sein Vorwärtstempo verfolgt. Wie bei Nietzsche, so bestreitet bei ihm immer ein Buch das andere und doch ist immer das eine des anderen schön sichere Folge.

Sein Lehrlingsbuch sind die „Erlösungen“, die auf Empfehlung von Georg Ebers von Göschen in Stuttgart verlegt wurden. In diesem Buche hat er zu einer Zeit, da die Jugend sehr stolz mit Schiller abgerechnet zu haben glaubte, als Einziger unter den uns Neue Schaffenden im großen Schillertone Eigenes, Modernes schön zu sagen verunst. Aber es ist noch viel Unselbständigkeit darin und der Schillerton erdrückt oft das Lyrische, wie denn Schiller für einen Lyriker sicher kein guter Pathe ist. Trotzdem erscheint es uns heute nicht bloß bedeutsam, sondern auch schön, daß der stärkste Gegner des kalten Realismus unter diesem Zeichen in die Literatur eingetreten ist. Freilich trat er bald in ein anderes. Sein nächstes Buch, das den seltsamen Titel: „Aber die Liebe!“ führt und jetzt in den Verlag von Schuster und Loeffler übergegangen ist, ist auch im Tone so modern, daß man, zumal in den Hauptstädten, den Dichter der „Erlösungen“ kaum wieder erkennt. In ihm befinden sich die wunderbaren „Verwandlungen der Venus“, die in unserer gesammten Lyrik als erotische Gedankendichtungen einzig dastehen. Aber trotz aller Schönheit und Kraft, die ihm innewohnen, zeigt das Buch doch noch nicht vollkommen

klaren Höhenzug. Es gurgelt noch vieles verworren in der Tiefe, wie in einer Walpurgisnacht, die classisch und romantisch zugleich ist, es brauen sich Spüßschwaden um Gebilde einer vollendeten Schönheit, grellste Helle überschlägt sich in Trübes und Dunkles, aus allen möglichen schwefelgelben oder ultraviolethen Winkeln zischt, gährt, rumort es. Im Einzelnen hat sich Dehmel bereits gefunden, aber im Ganzen sehen wir ihn noch auf der Suche, und er macht manchmal ein schiefes Gesicht dabei. So ist es zwar ein köstliches Buch, aber doch noch keines von denen, die die große Harmonie haben. Dehmels letzter Gedichtband „Lebensblätter“, den die Genossenschaft „Pan“ verlegt hat, zeigt ein viel klareres Seelenbild und ist so voll von reicher Poesie und reifer Kunst, daß man ihn als ganze, reiflose Offenbarung dieses Dichterwesens bezeichnen möchte, wüßte man nicht, daß dieses Wesen sich nie genug thut, außer im fortgesetzten Ueberfliegen seiner selbst.

Ich erhebe nicht den Anspruch, mit diesen Bemerkungen eine erschöpfende Schilderung des Dehmel'schen Schaffens gegeben zu haben. Eine solche erforderte sehr viel tieferes Eindringen. Im Zusammenhange dieses Aufsatzes kam es mir nur darauf an, wie auf Mikrocron so auf Dehmel hinzuweisen als auf die zwei Hauptpunkte einer Richtungslinie, in der sich nach meiner Ueberszeugung der Entwicklungsgang der modernen Lyrik in Deutschland bewegt. Daß es darin Erscheinungen gibt, die davon abzweigen, spricht mir nicht dagegen. Ich halte sie für Wasserläufe an dem sich schön entwickelnden Baume, die zwar Blüten, aber keine Frucht bringen. Wäre der Baum schwach, so wäre es zu beklagen, daß sie seinen Fruchtkästen Kraft entziehen. So, da er stark ist, können wir uns auch ihrer unfruchtbaren Blüten freuen.

Ich denke an Dichter wie Stephan George. Es ist sehr leicht und daher üblich, ihrer zu spotten. Sie sind in ihrem verzückten und scheu zuckenden Hyperästhetismus, der von englisch-französischen Eltern ist, oft von einer ans Märische grenzenden Wunderlichkeit, aber sie haben Talent und vornehmen Künstlersinn und daher ein Anrecht auf den Respekt derer, die reine Vergabung auch dann achten, wenn sie ihnen auf Abwegen zu fein scheint.

Auch ihre Art, das Schöne zu suchen und als neuen Inhalt des Lebens aufzurichten, ist schließlich ein Zeichen dafür, wie mächtig sich die deutsche Kunstseele wieder dem Myrthischen zuwendet. Es ist das ein Heimweh. Denn nirgends ist sie so zuhause wie im Myrthischen.

Als wir im Banne des sogenannten Realismus standen, standen wir im Banne der Scandinavern, Russen und Franzosen. Es war, trotz allem, eine gute Lehre in der Fremde, wenn auch reicher an Prüfungen denn an Frucht. Wir waren die Nehmenden, und es ziemt sich immerhin, danke schön zu sagen, wenn wir auch nicht gesonnen sind, das Geliebene unserem Hausrath einzuverleiben. Im Myrthischen sind wir, das bekennen selbst die Franzosen, die Gebenden und haben uns bei niemand zu bedanken, als bei unsrer deutschen Seele, aus der schon Waltherr von der Vogelweide und Wolfgang Goethe ihr Bestes genommen haben.

Schloß Englar im Eppan.

Otto Julius Bierbaum.

Ein Brief

von
Victor Tilgner.

Vor drei Jahren bin ich einmal bei Tilgner gewesen, um mit ihm über die bildende Kunst in Oesterreich zu sprechen und zu hören, woran es denn eigentlich bei uns fehlt und wie man helfen könnte. Zwei Stunden haben wir damals geplaudert und seine Meinungen verdienen es wohl, daß ich sie jetzt wiederhole. Es ist ja seitdem allmählich ein bischen besser geworden, aber es geht doch langsam: seine frischen und tapferen Worte sind leider immer noch „actuell“.

Seine Art, sich zu betragen und zu reden, habe ich mir damals so notiert: Er gibt sich ohne Zwang, ungebunden, nur dem Gefühle, jeder Laune, jeder Anwendung gehorsam, wie ein argloses Kind, das noch keine Verstellung kennt. Er ist sehr wienerisch in seiner Art, in den schnellen, mit Eifer malenden Geberden, die aus jedem Worte gleichsam kleine Puppen kneten, in der drastischen Rede, welche Bilder und Vergleiche häuft, die verbrauchten blaffen Wendungen des üblichen Verkehrs läßt und aus der erwischigen Sprache des Volkes schöpft. Aber man hört in den derben Sätzen immer den hellen Schlag einer edlen Begeisterung, des geringen Dranges nach der Schönheit durch. Er ist wie seine Kunst: sie glüht, wienerisch und edel. Sie kommt ohne Muster, ohne Absicht, ungemacht aus dem Gemüthe, trägt allen holden, weichen Reiz in sich, der unserem Volke gehört, und weiß ihn durch die Gnade einer reinen und seligen Natur zu verklären.

Von unserem Gespräche habe ich Folgendes behalten:

„Mein Gott! Alles Reden ist ja eigentlich umsonst und nützt nichts. Mit den besten Gedanken kommen wir nicht vorwärts. Die Leute kümmern sich nicht um die Kunst, und die Künstler leben so dahin, jeder für sich, und arbeiten brav und fleißig — ja, gewiß! Aber schrecklich mittelmäßig. Was uns fehlt, ist ein großer Maler. Das wäre die Hauptsache. Ein großer Maler, der zugleich eine bedeutende und mächtige Natur ist, die die Leute packt, und ein gutes Kind dabei, das jeder lieb haben muß — wie der Makart war, so einen brauchen wir. Da möchten sich die Leute gleich wieder für

die Kunst interessieren, da wär' eine Anregung für die Künstler da, da wär' erst wieder ein Leben! Freilich, einen Makart findet man nicht so leicht. Aber man müßte halt suchen. Man hätte schauen müssen, den Lenbach zu gewinnen. Ich weiß, er hat auch seine Fehler. Er hätte eine Menge Feinde. Aber das macht nichts. Er ist doch wenigstens wer. Und er wär' die große Persönlichkeit, an der man sich nicht vorbeidrücken kann. Er möchte das Ganze schon aufwischen. So einen brauchen wir. Alles andere kommt dann von selber. Davon wollen die Maler natürlich nichts hören, weil sie ihren eigenen Vortheil nicht verstehen. Sie glauben, das könnte ihnen schaden und sie möchten daneben eine schlechte Rolle spielen. Gerade im Gegentheil, es würde jedem einzelnen nützen. Das hat man ja zur Zeit des Makart gesehen. So einen finden wir freilich nicht wieder: denn da hat es keinen Widerstand gegeben — der war wie ein Wunder — man kann's gar nicht sagen; eben wie einer von den alten Meistern. Und dabei naiv, das reine Kind! Das ist ja auch der große Fluch, daß das immer mehr verloren geht. Aber ohne das gibt es keinen Künstler. Jeder große Künstler ist ein Kind. Ja, noch mehr: überhaupt jeder große Mensch ist ein Kind. Ich sage Ihnen, ich kenne doch eine Menge Menschen, bedeutende Menschen, die was sind. Und wenn ich einen porträtire, das können Sie mir glauben, den knöpf' ich mir auf, den zieh' ich mir bis auf die Hemdbärmel aus. Und ich sage Ihnen, je größer einer wirklich ist, desto kindlicher bleibt er sein ganzes Leben. Ohne das kann man nicht schaffen. Deswegen gefällt mir der Ullde so — die Leute haben ja geschimpft, weil sie ihn gar nicht verstehen — und dann sind wir halt auch noch an die alte Malerei auf die decorative Wirkung gewöhnt! Aber was hat der Mann für eine Empfindung! Zum Beispiel in dem: Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden! Ja, das ist wie ein frommes Kind, das beten thut. Ich bin überzeugt, der denkt nicht erst viel nach — der hat das eben da drin. Dagegen schauen Sie: zum Beispiel der Stück ist gewiß ein famoser Kerl, sehr viel Talent — aber das nützt nichts, das ist halt alles mit dem Kopf gearbeitet. Und da ist es schon aus. Das kann nicht wirken. Das Raffinierte bringt die Kunst um. Naiv, kindlich! Ja, aber woher denn — bei der heutigen Erziehung? Da wird ja jeder mit so viel Gelehrsamkeit angepumpt, daß kein unbefangenes Gefühl mehr bleiben kann. So werden wir immer gescheiter, immer gescheiter, enorm gescheit, und keine Kunst kann mehr gedeihen. . . . Zuerst wird einer zehn Jahre dressiert und dann braucht er noch einmal zehn Jahre, bis er es wieder vergißt, und dann kann er erst wieder von vorne anfangen. Dabei geht alle Individualität und Persönlichkeit flöten. Das schrecklich viele Lernen! Und zuletzt kann keiner was. Was nützt denn die ganze Gelehrsamkeit? Die Kunst hat gar nichts davon. Künstler sind doch keine Gelehrten — ich möcht' fast sagen: gerade das Gegentheil! Die Bildung, die man ihnen gibt, ist ganz verkehrt und falsch. Ich weiß es doch aus eigener Erfahrung. Ich war schon ganz verzweifelt. Dreimal hab' ich zum Militär wollen, weil ich das Gefühl gehabt habe: es ist nichts, es wird nichts aus dir, es ist dir nicht mehr zu helfen. Erst nachher ist mir auf einmal der Knopf aufgegangen — plötzlich, an ein paar französischen Sachen. Da hab' ich mir gesagt: Das ist ja das, was du immer willst und wo es immer heißt, daß man das nicht darf. Dann ist es allmählich gegangen.“

„Sie halten also nicht viel von der Akademie?“

„Es ist schade um die Zeit. Gerade was ihr eigentlicher Beruf wäre, die Schüler das Handwerk zu lehren, gerade das leistet die Akademie nicht. Mit dem Studium der Antike wird begonnen, die für den bloßen Anfänger, der überhaupt noch gar nicht sehen kann, ganz unverständlich ist. Da muß er schon ein reifer Künstler sein, um die Antike zu fassen. Der Schüler wird nur verdorben. Er nimmt gehorsam ein paar Aeußerlichkeiten an, und wenn er dann vor die Natur kommt, macht er immer nur mechanisch das Gelernte wieder, das er schon in den Fingern hat. Umgekehrt, mit der Natur müßte angefangen werden, um die Borrathskammer der Phantasie zu bereichern, bis der Schüler alle Schwierigkeiten überwindet und ebenso genau weiß, wie ein Pferd aussieht, als wie sich ein Cylinderhut ver-schneidet. Das war das Geheimnis des Piloty: Er hat seine Schüler gleich vor die Natur geführt. Ich erinnere mich an einen guten Freund, den Gustel Wertheimer, den Sie ja auch kennen werden — wie der hier angefangen hat, natürlich gleich die kolossalsten Sachen, Meerstürme, ganz michelangelesk. Es war immer ein Talent drin, aber es war halt doch nie was, weil er nichts Ordentliches können hat. Da hab' ich seinem Vater zugeredet, daß er es noch einmal versucht und ihn nach München schickt, zum Piloty. Wissen Sie, was der Piloty mit ihm gemacht hat? Vor ein Brettel hat er ihn gestellt, vor ein ganz gewöhnliches, gemeines Brettel. Und „Das copieren Sie mir genau“, hat er gesagt. Und das ist der einzige Weg, etwas zu lernen. Alles machen, was es in der Natur überhaupt gibt. Ich weiß schon: der Mensch bleibt immer das wichtigste und edelste Ziel. Aber damit einer sehen lernt, damit einer das Handwerk lernt, damit er sich mit einem gewissen Borrath füllt, aus dem er dann schöpfen kann, da gibt es nichts als: ein Stückel der Natur nach dem anderen hernehmen — was man nur findet. Da war ich einmal in Berlin beim alten Menzel und da kommt die Reb' auf Wien und er zeigt mir ein Skizzenbuch. Sie, da hab' ich g'spitzt! Da hätten Sie g'schaut!